

Zeitschrift: Schweizer Soldat : Monatszeitschrift für Armee und Kader mit FHD-Zeitung
Herausgeber: Verlagsgenossenschaft Schweizer Soldat
Band: 15 (1939-1940)
Heft: 28

Artikel: Ich bin ein Soldat [Schluss]
Autor: Stückelberger, Alfred
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-711875>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 23.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Ich bin ein Soldat

(Schluß)

Mitternacht! Die ganze Kompanie, ja das ganze Regiment sind marschbereit. Alles liegt auf Treppen, Straßenrändern bereit, den Sack am Rücken, das Gewehr lässig in der Hand. Es bedarf nur eines Zeichens und die Reihen formieren sich zu Zügen und Einheiten. Trotzdem wir anfangs Mai stehen, weht ein kalter Wind hier im Mittelgebirge und je länger es dauert, desto enger schließen sich die Leute zusammen.

Das strikte Rauchverbot macht manchem schwer, aber nichts darf uns verraten. Der Tag wird streng werden und darum herrscht auch absolutes Alkoholverbot schon seit zwei Stunden. Das hat jeder vernommen. Nochmals führt mich mein Weg zum Bataillonsbüro im «Röbli» und wie ich an den untern Räumen vorbeieile, bleibt mein Blick an einem Manne haften, der sich hinter einer Flasche Bier versteckt:

«Was ist denn mit Ihnen, Füsilier Durs? Wissen Sie nicht, daß schon lange striktes Alkoholverbot besteht?»

Als ob er sich immer noch verbergen wollte, steht beschämt der Mann vor mir und meint: «Ja, wenn einer mir ein Bier bezahlt, dann muß ich es doch trinken.»

Er sagte zwar «saufen», denn er tat es auch.

Also so weit ist es gekommen, daß immer, wenn ihm einer ein Bier bezahlt, es getrunken werden muß. Nicht einmal das Verbot hat ihn daran hindern können, wieviel weniger dann hätte er aus freien Stücken und andern Bedingungen darauf verzichtet. Ist das ein Soldat?

Ein Bier, das einem bezahlt wird, muß unter allen Umständen getrunken werden.

Diese Auffassung kostete den Wehrmann drei Tage Arrest nach dem Dienst.

Das Zeichen kam und die Mannschaft marschierte ins Gefecht. — — Der Füsilier Durs hat tapfer die Strafe überstanden. Seine einzige Sorge waren Frau und Kind, die nun länger auf ihn warten mußten. Ich erklärte ihm, daß sich diese Tage lohnen würden, wenn dafür Frau und Kind das ganze Jahr hindurch nicht mehr auf ihn warten müßten, des leidigen Alkohols wegen und wenn er zudem noch gelernt habe, was es

heißt, sich selbst überwinden und nicht von andern überwunden zu werden, dann habe er für sein ganzes Leben etwas gelernt.

Und er hat es gelernt, denn als er das nächste Jahr in den WK einrückte, kam er strahlend auf mich zu, streckte mir die Hand entgegen und sagte: «Das Bier hat mich nie mehr überwunden, ich habe gelernt, auch in Zivil ein Soldat zu sein.»

★

Kürzlich erhielt ich einen Gruß von ehemaligen Soldaten, die mir schrieben, sie hätten den Geist ihrer alten Kompanie nicht vergessen und «Salz gebe es jetzt genug dort oben».

Der geneigte Wehrmann weiß ja schon, was mit dem «Salz» gemeint ist. Nicht daß es bei uns gefehlt hätte, aber wie zum Brot und zur Suppe eine gewisse Dosis «Salz» gehört, so muß auch im Militärdienst eine gewisse Menge dieses «Salzes» die Wochenarbeit durchsetzen, sonst werden wir keine Soldaten. Zuviel, allerdings, versalzt den Betrieb und macht das Brot so wenig schmackhaft wie den Dienst. Da aber die meisten oder doch viele unserer eidgenössischen Wehrmänner meinen, das «Salz» könnte ganz fehlen, so seien hier einige Gedanken erlaubt, die uns für die notwendige Dosis empfänglich machen möchten.

Wie haben die Einwohner Roms am Silvester 1494 gestaunt, als sie die Eidgenossen in ihren Straßen einmarschieren sahen, stramm, stark, hart, mutig und entschlossen; gut geordnet, in schmuckem Soldatenkleid, mit farbigen Hosen, Federn und Wamsen; mit sauberen Waffen und in einem Schritt, der auf den Schlag der Trommeln stampfte und die Umgebung erzittern machte. Wahrhaftig, die machten den Eindruck der Unbesiegbarekeit und Kraft, und jeder Mann schien sich dem Ganzen so eingefügt zu haben, daß solche Geschlossenheit jedem Beschauer einen unvergeßlichen Eindruck machte. Sogar die Halbarten und Speere trugen sie gleichmäßig ausgerichtet auf der Schulter. Das war Mannszucht, wie sie den Römern noch nicht zu Gesicht gekommen war.

Das alles kam vom Salz.

Aber diese Eidgenossen hatten — und das ist der Unter-

die Aufgebotsplakate und Kriegsfahrpläne angeschlagen waren, drängten sich die Männer. Auch Ruedi trat heran, zu sehen, wann ihn der Zug hinausführe.

Dann aber wandte er seine Schritte heimwärts, wo Lysel ängstlich seiner hararte.

«Endlich, Ruedi! Ich fürchtete bald, es sei Dir etwas zugestoßen. Die Kinder blieben lange wach, um Dir noch gute Nacht zu sagen. Sie konnten nicht begreifen, daß Du nicht heim kamst. Nun aber sind sie doch eingeschlafen.»

Schnell richtete sie das Nächtessen, während Ruedi seine Schuhe mit den leichtern Pantoffeln vertauschte.

«Wann mußt Du fort?»

«Kurz vor 7 Uhr geht mein Zug. Ich muß allerdings darauf trachten, früh dort zu sein, denn das wird etwas absetzen, wo so viele einrücken müssen.»

Lysel ließ sich auf einen Stuhl nieder, während Ruedi ab. Mit keiner Miene verriet sie, wie es in ihrem Innern aussah, aber er bemerkte sehr wohl, daß sie geweint hatte. Tapfere Lysel! Er zog sie an sich heran und küßte sie. Und da sie zu ihm aufsaß, standen ihre Augen voll Tränen. Dann aber machte sie sich frei, drückte Ruedi sanft auf seinen Stuhl und ermahnte ihn zu essen. Hunger hatte er nicht. Nur der starke Kaffee schmeckte ihm, aber er aß um Lysel nicht zu beunruhigen. Dann saßen sie noch lange in der Küche, besprachen, was sie noch zu besprechen hatten und jedes war bemüht, dem andern seinen Kummer zu verheimlichen.

Da legte sich eine kleine Hand auf Ruedis Arm. Es war Marieli, seine Aelteste, die mit schlaftrunkenen Augen ins Licht blinzelte. «Guten Abend, Vater», lächelte die Kleine, während sie auf Ruedis Knie kletterte, «warum bist Du so spät heimgekommen? Wir haben so lange auf Dich gewartet, Erika und ich. Wir haben alle Liedli gesungen, die wir wußten, um wachzubleiben, bis Du kommst, aber dann sind wir doch eingeschlafen. Nun bin ich erwacht, weil ich Dich mit Mutti sprechen

hörte und bin aufgestanden, um Dir noch geschwind gute Nacht zu sagen.»

«Das ist lieb von Dir, aber nun husch ins Bett.»

Ruedi lächelte wehmütig und zog die Kleine an den kurzen blonden Zöpfen.

«Ist es wahr, Vater, daß Du in den Krieg mußt?»

«Nein, Kind, gottlob nicht in den Krieg, nur zu den Soldaten.»

«Bist Du lange, lange fort?»

Das weiß ich nicht. Aber wenn ich fort bin, sei recht brav, hilf Mutti, wo Du kannst und sei fleißig in der Schule, gelt?»

Die Worte Ruedis machten auf die Kleine keinen sonderlichen Eindruck. Sie lachte schelmisch, gab Ruedi und Lysel schnell einen Kuß und huschte davon. Glückliche Jugend, die den Schmerz und das Leid noch nicht kannte. Ruedi lachte unwillkürlich und dieses Lachen befreite ihn und Lysel, wie von einer schweren Last. Es hatte ja keinen Wert, sich allzusehr zu grämen, es kam ja doch wie es mußte.

Es war spät, als sich Ruedi endlich zur Ruhe begab. Aber noch zuvor trat er Hand in Hand mit Lysel vor die Bettlein der Kleinen, die selig schlummerten. Da war Hansli, der ältere der Knaben, der da lag mit pausbäckigem Gesicht, sein kleines Auto im Arm. Den interessierte alles, was Räder hatte und nie schlief er ohne sein Auto. An seiner Seite die kleine Erika mit ihren schwarzen Haaren. Sie war das Ebenbild Lysels und ein wahres Windspiel. Wenn sie draußen saß im Garten und spielte am Sandhaufen, dann schwatzte sie immer vor sich hin und erzählte mit großen Augen die wunderbarsten Geschichten, die sie in ihrem kleinen Köpfchen ausgeheckt hatte. Ruedeli, der Kleinste, war ein zartes Bürschchen. Es hatte Mühe gekostet, ihn am Leben zu erhalten, und Lysel hatte sich fast aufgerieben für ihn. Nun aber gedieh er prächtig und hatte schon ein ganz ordentliches Zwängköpfchen. Die Aelteste lag breit und ausgestreckt in ihrem Bett. Sie war eine gute Schülerin. Nur gehorchen, das tat sie nicht gerne und es brauchte alle Liebe dazu, sie zu erziehen. (Fortsetzung folgt)

schied zu ihren heutigen Söhnen, — die hatten dieses Salz sich selbst eingefleischt. Die wußten, was eine gute Dosis von Drill für die Erhaltung der Mannszucht bedeutet.

Das wären Soldaten, die Soldaten sein wollten und Soldat sein sollen, heißt, diejenige Dosis von Drill in sich aufzunehmen, die uns eben zum Soldaten macht.

Ich fragte einmal einen Wehrmann, der eben auch den Sinn des Salzes nicht begriffen hatte, ob er wisse, wer den Taktschritt erfunden habe. «Nein, dieses Kalb kenne ich wirklich nicht», meinte er sichtlich erlöst. «Dieses Kalb», sagte ich ihm, «das waren unsere Väter», und ihr hättet die Pflugaugen sehen sollen, mit denen er mich anlotzte. «Ja, unsere Väter waren das», und dann erzählte ich ihm die Geschichte von dem Einzug der Eidgenossen in Rom am Silvester 1494.

Kurz nachher hat der ganze Zug den Einzug der Schweizer in Rom geübt und sie haben den Vätern alle Ehre gemacht, denn der *Taktschritt ist der freie Schritt des freien Mannes*, in welchem alle soldatische Kraft und Entschlossenheit ihren wichtigsten Ausdruck findet.

★

Es gibt ja ein Liedchen, das heißt: «Gwehrgriff, du lieber Gwehrgriff», und diesem verachtetsten unter allen militärischen Handlungen will ich nun auch einmal ein Liedchen singen.

Es gibt doch keine sinnlosere Handlung, als ein Gewehr, das erst noch zum Schießen dient, in drei Bewegungen auf die Schulter zu nehmen nur zu dem Zweck, eben dieses selbe Gewehr im nächsten Augenblick wieder dorthin zu stellen, wo es gerade war. Beim Taktschritt, da kommt man wenigstens noch vorwärts, aber hier, nein, da ist nichts zu machen, der ist nicht zu retten. Und doch haben wir ja auch beim Taktschritt einen tieferen Sinn gefunden, den wir nun auch beim Gwehrgriff erkennen werden. Denn — das darf man wohl voraussetzen, — so gottverlassen dumm sind doch wohl alle jene Offiziere nicht, die diesen Gwehrgriff von den Soldaten verlangen, und zwar als Ausdruck des höchsten soldatischen Bewußtseins. Und wenn der Sinn dieser Bewegung nicht in der örtlichen Veränderung des Gewehres liegt, dann muß er wohl darin zu suchen sein, wie dies geschieht.

Bei einem Stellungswechsel des Lmg. z. B. liegt der höchste Sinn darin, das Gewehr so zu legen, daß es möglichst großes Schußfeld besitzt und selbst vorteilhaft gedeckt ist. Der Sinn liegt also gerade an der *örtlichen* Lage zum Unterschied des Gwehrgriffes. Der Füsilier Regli, den ich nie vergessen werde, war der einzige Sohn einer Witwe aus dem Kanton Uri. Wie hätte die den jungen Mann während des Sommers nötig gehabt, mußte sie doch allein alle steilen Wiesen mähen und das Aeckerlein pflegen, das ihnen eine kärgliche Winternahrung ermöglichte. Und wie oft hat der Füsilier Regli dort unten in Bellinzona die Tränen verdrückt, wenn er an seine Mutter dachte, aber um so gewaltiger, fast möchte ich sagen, erschütternder, war sein Gwehrgriff. Er zitterte förmlich, wenn er ihn machte. Sein ganzes Wesen, seine ganze Kraft, seine ganze innere Wucht und Ueberwindung, alles legte er in diese einzige Reihe von Bewegungen und dieser Griff war so eindrucklich, so vielsagend, daß man nicht ohne Teilnahme bleiben konnte. Der tapfere Regli erzählte hier gewissermaßen sein Leid, seine Treue gegenüber Mutter und Vaterland. Einmal hatte er sich am Visier verwundet und der Schaft wurde rot, während er den Griff beendigte. Der Regli hätte sich niemals ins Krankenzimmer schicken lassen. So sehr ich ihn nötigte, er war nicht zu bewegen. Er war aus hartem Holz und ich mußte oft an unsere alten Eidgenossen denken, wenn ich ihn arbeiten sah. Das war ein Soldat. Das war ein Soldat. Wo er jetzt ist, weiß ich nicht, aber diese Zeilen sind ihm gewidmet, der mir ein unvergeßliches Vorbild wurde. Er hatte, wie nie mehr einer meiner Soldaten, aufs höchste erfaßt, worum es geht: um die absolute Hingabe des ganzen Wesens, der ganzen Kraft und der ganzen Bereitschaft. Er wußte, daß der Gwehrgriff nur *Ausdruck* dessen ist, was ein Soldat in sich hat an körperlicher und geistiger Beherrschtheit, Ausdruck höchster Selbstzucht und freudiger Hingabe. Und gerade darum, weil sonst in dieser Bewegung kein anderer Sinn liegt, als der eben genannte, so ist der Gwehrgriff die reinste und stärkste Ausdrucksform des soldatischen Bewußtseins. Und wenn ich einem Vorgesetzten einen Griff darbot, so zeige ich damit alles, was ich an soldatischer Hal-

tung aufzubringen vermag. Ich sage ihm: Das bin ich, das kann ich und so restlos bin ich bereit. Aber auch hierin will ich frei sein. Nicht aus Angst; das darf es nicht geben, nein, aus Freude und innerer Zusammengehörigkeit zeige ich ihm im Gwehrgriff mein innerstes Soldatentum, und weil keine Worte dabei nötig sind, empfinde ich diese Ausdrucksform um so mehr noch als schweizerisch und echt. Aber das bedingt, daß diese Ausdrucksform auch als solche geübt wird und daß sie nicht durch unbedachtes und gedankenloses Wiederholen und geistloses Ueben erniedrigt wird. Wenn schon, dann recht, aber nie halb. Dieses Erkenntnis ist heute, wie ich hoffen möchte, überall durchgedrungen. Aber abschaffen läßt sich der Gwehrgriff nicht, denn mit ihm würde man die beste und schönste Ausdrucksform des Soldaten mitbegraben.

So merkwürdig es scheint, aber wahr ist es doch, daß diese Uebung Gedankenarbeit braucht. Gedanken und Wille sind in höchster Bereitschaft: Wo hält meine Hand? Wie werfe ich die Waffe hoch? Wie fasse ich sie? Was macht mein Mund, meine Augen, Knie, kurz mein ganzer Mensch? Ist alles beisammen? Habe ich alles in meiner Hand, oder ist mir die Schulter nach oben gerutscht und haben die Finger wieder nicht gehorcht. Das muß auch lange geübt werden, bis einer imstande ist, alle seine Siebensachen, seine sieben Glieder, beisammen zu halten. Es muß mir nur einer den Gwehrgriff vormachen und ich weiß schon ziemlich genau, mit wem ich es zu tun habe. Es verrät dem geübten Auge viel mehr, als man meint. Darum erkennt der inspizierende Hauptmann im Gwehrgriff seine Leute. Sogar die Blöffer machen sich bemerkbar, denn es gibt auch hier ausgezeichnete Spieler, die Kraft vorzutauschen vermögen, so daß die blendende Form nur zu leicht das soldatische Wesen vortäuschen könnte.

Dort wieder ist der Zaghafte, der nicht recht zu packen wagt und hier der Selbstzufriedene, der steif und fest behauptet, besser gehe es sicher nicht. Und weiter sehen wir den Unbeholfenen, der wirklich nicht mehr zu leisten imstande ist, der sich aber solche Mühe gibt, daß wir auch hierin seinen Mann erkennen.

★

Wenn mir an einer Inspektion ein Soldat mit den dunkelsten Fingernägeln sein blitzblankes Taschenmesser zeigt, in welchem sich womöglich die Nägel noch spiegeln und so der Eindruck des schwarzen Randes noch verdoppelt wird, dann fällt mir auf, wie einseitig oft die Sauberkeit empfunden und gefordert wird. Es mehren sich zwar die Offiziere, die an einer Inspektion auch saubere Hände und Zahnbürsten verlangen, aber im allgemeinen gibt man sich noch mit der Sauberkeit der Ausrüstung zufrieden.

Der Füsilier Reingold bildete hier eine rühmliche Ausnahme. Im Militärdienst verschwendet man fürs Rasieren nicht die beste Zeit. Naht das Hauptverlesen, dann muß das «im Schuß» geschehen und die Freizeit benützt man lieber für angenehmere Betätigungen.

Nicht so der Füsilier Reingold.

Nach jedem Rasieren verbrachte er noch lange Zeit mit einer besondern Hautpflege, die mir neu vorkam und die mich interessierte. Als ich mich einmal schüchtern danach erkundigte, wollte er lange nicht herausrücken, gestand dann aber endlich behutsam sein Geheimnis: «Ich reibe mir immer nach dem Rasieren die Haut ein mit reinem Alkohol, damit ich wirklich rein werde. In dieser Umgebung ist man immer Infektionen ausgesetzt, die ich im Keime ersticken möchte.»

Und wirklich, sein Gesicht sah nach solcher Behandlung aus wie ein frisch geblochter Parkettboden.

Solche Reinlichkeit machte mir jungem Rekruten Eindruck, aber für den Spott hatte der Füsilier Reingold nicht mehr zu sorgen, als es bekannt wurde, daß er sich sein Antlitz mit reinem Alkohol polierte. Man kann eben alles übertreiben.

Reinlichkeit und Reinheit, die gehören aber zum rechten Soldaten. Reinlichkeit, was den Körper betrifft und Reinheit in bezug auf Wort und Tat.

Es ist mir immer ein Rätsel, warum so viele Soldaten im Wehrkleid schmutziger reden und unflätiger sich benehmen, als sie es in Zivil tun würden. Warum denn auch? Was veranlaßt sie?

Ich weiß, es ist ein gewisses Männlich-sein-Wollen, ein Großtun vor den andern, aber es ist ein in den Schmutz gezogenes

Soldatentum. Das weiß eigentlich ein jeder, aber nicht jeder wagt, wirklich ein sauberer Soldat zu sein vor den andern, aus lauter Angst, er könnte als Sonderling verschrien werden. Und doch wirken solche wirklich sauberen Soldaten auf die Länge weit besser, als prahlerische Großhanse und Wichtigtuer, denen in der Seele jede moralische Kraft mangelt.

Wer es einmal wagt, sauber sein zu wollen an Leib und Seele, der wird nicht nur erleben, daß auf die Dauer sein Anhang wächst und sein Einfluß sich mehrt, er wird auch das Bewußtsein immer fester haben, wirklich ein Soldat zu sein.

Denn im Wort Soldat möchte heute, wie früher im Worte Ritter, wieder all das enthalten sein, was wir ehrbar, mutig, stark, wahr und rein betrachten. An uns ist es, durch solches Verhalten, dem Wort diesen Klang wieder zu verleihen. Das ist auch eine Aufgabe der Grenzbesetzung.

★

Was mir am Herzen liegt: Das echte, gesunde, harte und freudige Soldatsein, das möchte wieder lebendig werden in unsern Reihen. Weniger Maul und dafür mehr Hand. Das ist unsere Losung. Durch alle Gräben und auf allen Exerzierplätzen, in allen Wachtstuben und Kantonnementen, beim Marsch und im Gefecht. Wir sind immer und überall die Soldaten, die alles einsetzen zur Ehre und Freiheit unseres Vaterlandes.

Und wir wollen es sein.

Ich selbst will es sein, ein Soldat.

Alfred Stüchelberger, Hptm.



Mido **MULTIFORT** wasserdicht, stoßsicher
Fr. 55.— Superautomatic Fr. 70.—
Verrechnung alter Uhren / Teilzahlung
FISCHER, Seefeldstrasse 47, Zürich 8

HUMOR



„Rasieren“

Die Krieger alter Art,
von Sempach und so weiter,
die waren tapf're Streiter
mit einem langen Bart.

Die Jungen, ungeniert,
haben auf Wunsch der Frauen
die Bärte abgehauen
und sind heut glattrasiert.

Es ist nun ein Problem
kurz nach dem Exerzieren:
Wo soll man sich rasieren,
ganz schnittlos, angenehm?

Denn dies ist das Malheur,
des Schicksals tolle Geste:
Weitab von einem Neste
da fehlt ein Dort-Coiffeur!

Durch eig'ne Schaberei
den Bart gut abzubringen
mit abgebrauchten Klingen
gleicht einer Metzgerei.

Der Seifenschaum ist kalt,
die Füsel kratzen mütig
sich die Visage blutig
und fluchen ohne Halt.

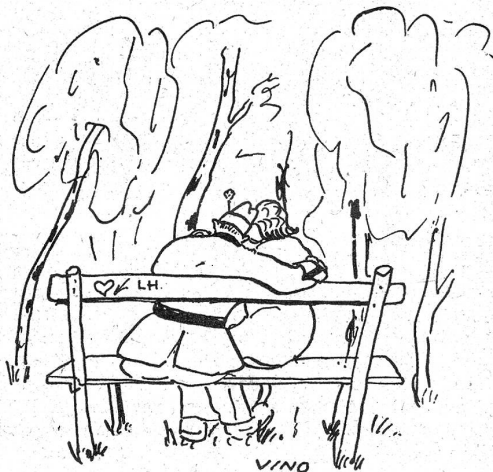
So ist des Lebens Lauf:
man nimmt für holde Frauen
aus Liebe und Vertrauen
selbst Blutverlust in Kauf.

Lulu.

So öppis!

Ich bin seit einigen Tagen im Urlaub. Jeder Soldat wird wissen, daß man das Rauchen im Dienst nicht verlernt. So türmten sich daheim im Aschenbecher ganze Berge von Stumpenresten. Diese sind dem Frauei ein Dorn im Auge und sie meinte etwas spitz: «Da lit ja es halbs Vermöge, mer schmeißd doch nid so langi Reschte furt.» Ich mache ihr dann begreiflich, daß eben ein Stumpen nicht bis zur Fingernagelprobe herunter geraucht wird. Darauf die prompte Antwort: «Aber dänn chönnt mes doch na schigge!»

Vino.



Allerlei im Mai

Au bi eusere Soldate
ghört me de bekannti Schrei
nach em allerliebschte Monet
dem schöne Mai!

★

Nebst em Stroh und nebst em Esse
händ mir au wie suscht, zwee „Stei“
und de Durst wird immer größer
im schöne Mai!

★

Drill und zünftigs Exerziere
gänd bis Zabig müedi Bei,
öppe-n-eine dänkt dänn nümme
an schöne Mai!

★

Sonig wo uf Urlaub warted
und de Hauptme git e kei
grämed sich natürlich dopplet
im schöne Mai!

★

Jüng- und gräueri Soldate
sehned sich nach Liebelei
dänn es git im Jahr nu eimal
en Monet Mai!

Lulu